

Selbstverständlich können marginalisierte Menschen (wieder)sprechen! – Aber: Können wir sie auch verstehen?

Von der Notwendigkeit der (Wieder-)Entdeckung unterdrückter Wissensarten durch die Subjekt- und Sozialwissenschaften¹

Dorothee Roer

Vorbemerkungen

Vorbemerkung 1: Mein Beitrag gliedert sich in zwei Teile. Im ersten, wissenschaftstheoretischen Schritt begründe ich die thematische Blindheit bürgerlicher Subjekt- und Sozialwissenschaften für alle nicht dem eigenen Menschenbild entsprechenden Existenzweisen und daraus resultierenden Identitätskonstruktionen und zeige, warum diese theoretische Engführung trotzdem immer wieder durchbrochen wird und werden muss. Im zweiten Schritt stelle ich aus dem weiten Spektrum solcher Forschung einige mir bedeutsam erscheinende Ergebnisse vor. Anhand von »Biografie-Arbeit«, einem Ansatz, der mikrosoziologische mit tätigkeitspsychologischen

¹ in: Dege, Martin / Grallert, Till / Dege, Carmen / Chimirri, Niklas (hg.) (2010) Können Marginalisierte (wieder)sprechen? Zum politischen Potenzial der Sozialwissenschaften, Gießen: Psychosozial Verlag, S.53-78

Annahmen verknüpft, wird dann exemplarisch verdeutlicht, durch welche theoretischen Konstruktionen das Sprechen marginalisierter Subjekte hörbar gemacht werden kann.

Vorbemerkung 2: Die Argumentation ist also breit angelegt. Sie kann im Rahmen dieses Kongressbandes nur skizziert werden. Deshalb habe ich sie in Thesen gefasst, die kommentiert werden. Soweit möglich, werde ich darüber hinaus unter dem Stichwort »in Parenthese« einige Anschlussstellen für die Vertiefung der Diskurse markieren und entsprechende Literaturhinweise angeben.

Vorbemerkung 3: Metatheoretisch orientiert sich der Text am historischen und dialektischen Materialismus. *Den* historischen und dialektischen Materialismus gibt es natürlich ebenso wenig wie etwa *die* Psychoanalyse. Allerdings würde es den Rahmen dieses Beitrags sprengen, die von mir verwendeten Kategorien jeweils historisch-kritisch zu diskutieren und zu bestimmen. In der hier gewählten, allgemeinen Bedeutung bleiben sie notwendig etwas grob, was in einem Thesenpapier vielleicht sogar von Vorteil sein kann, weil es die Argumentation zuspitzt.

Unterstellen wir einmal, dass marginalisierte Menschen (wieder)sprechen können – Aber: Können wir sie auch verstehen?

These 1

Die Subjekt- und Sozialwissenschaften tun sich schwer mit dem Hören und Verstehen von Menschen in »fremden« Lebenslagen. Das liegt begründet in einem strukturellen Dilemma bürgerlichen Denkens, das die einschlägigen Wissenschaften übernommen haben: der Fassung des Verhältnisses von Subjekt und Gesellschaft als Antagonismus (vgl. z.B. Jaeger/Staeuble 1978; Mattes/Rexilius 1986).

Individuum und Gesellschaft werden als zwei antagonistische Qualitäten begriffen. Durch diese Entgegensetzung erscheint in der Definition des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft entweder der eine oder der andere Bezugspunkt verabsolutiert. Entweder wird das mit einem inneren Bauplan ausgestattete Individuum konstruiert, das auf eine, es zwangssozialisierende (disziplinierende, versagende oder auch feindselige, in jedem Fall machtvolle, unbeeinflussbare) Gesellschaft trifft, gegen die es sich und sein »Wesen« behaupten muss (so im humanistisch-psychologischen Denken, z.B. Rogers 1972a, 1972b oder in psychoanalytischen Ansätzen, z.B. Freud 1960, 1961, aber auch in Arbeiten der Frankfurter Schule, z.B. Marcuse 1965, 1967). Zurzeit weniger en vogue ist die entgegengesetzte Deutung des menschlichen Wesens als Tabula rasa, das nur als Abziehbild gesellschaftlicher Verhältnisse zur Person wird. Dies entweder durch eine quasi-mechanische Übernahme der ihm gestellten gesellschaftlichen Anforderungen (in den frühen Rollentheorien, z.B. Parsons/Bales 1955, wie in einigen Sozialisationstheorien, z.B. in Havighursts Konzept der Entwicklungsaufgabe, 1972). Alternativ: das Subjekt als reines Produkt zufälliger oder gesteuerter Lernprozesse (z.B. Skinner 1972, 1973).

Im Ergebnis gleich, stehen sich in den verschiedenen Varianten das (nicht selten biologistisch gedeutete, extrem: Asendorpf 2002) »a-soziale« Individuum und eine ent-individualisierte Gesellschaft (als Struktur) fremd oder unversöhnlich gegenüber. Menschen können nicht als eigenständige, handelnde, ihrem Wesen nach gesellschaftlich bestimmte Subjekte gedacht werden und Gesellschaft nicht als Ort und Produkt der Gestaltung durch eben diese Akteurinnen und Akteure. Mit der Eliminierung der Perspektive auf die Zusammenhänge zwischen Individuum und Gesellschaft geht auch der Blick auf das Gewordensein wie die Veränderung und Veränderbarkeit, die Historizität des Psychischen und Sozialen als möglicher wissenschaftlicher Interpretationsrahmen verloren. Der jeweilige Status quo wird zur Naturtatsache stilisiert.

These 2

Diese Deutungsmuster sind nicht zufällig in Denken und Praxis der einschlägigen Wissenschaften so omnipräsent und fest verankert. Aus historisch-materialistischer Sicht erklärt sich dieses Faktum als notwendige Folge der gesellschaftlichen Funktion von Subjekt- und Sozialwissenschaften im Kapitalismus, nämlich ihrer Aufgabe, eine theoretische Begründung der Universalität bürgerlicher Existenzweise und der Struktur bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaft zur Verfügung zu stellen (vgl. z.B. Bernal 1978a, 1978b; Tomberg 1971, 1973).

Marxistinnen und Marxisten begreifen Wissenschaft als Produktivkraft. Diese Annahme gilt auch für die Subjekt- und Sozialwissenschaften (vgl. Bernal 1978b, S. 1134ff.). In ihrer entwickelten Form haben sie im Wesentlichen zwei Funktionen: eine ökonomische, die Entwicklung der Produktivkraft, auf die ich nicht näher eingehen werde, und eine ideologische, die Deutung der gesellschaftlichen Verhältnisse. In der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft lässt sich die ideologische Funktion als direkte oder vermittelte Produktion von Legitimationsideologien und Herrschaftswissen näher bestimmen (vgl. z.B. das Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie 1975).

In dieser gesellschaftlichen Funktion rekonstruieren die Subjekt- und Sozialwissenschaften Grundannahmen bürgerlicher Ideologie als wissenschaftliche Diskurse und reproduzieren sie auf diese Weise (vgl. These 3): in der Deutung der Subjekte als ihrem Wesen nach freie, autonome, ungesellschaftliche Persönlichkeiten und Privateigentümer von Produktionsmitteln, in der Propagierung der Gesellschaft als einem den Menschen uneigentlichen Ort des Äquivalententauschs von Gebrauchswerten, dem lediglich eine Vermittlungsfunktion zwischen den freien, produzierenden Akteuren zukommt.

In Parenthese: Diese Deutungsmuster, die zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert entwickelt und immer wieder leicht modifiziert wurden, scheinen im Grundsatz auch heute noch funktional zu sein für die Absicherung herrschaftslegitimierender Ideologie. Allerdings wird vor allem das bürgerliche Menschenbild, angesichts postmoderner und postdemokratischer Lebensentwürfe und Selbstthematizierungen

individualisierter Subjekte unter Bedingungen der Globalisierung, derzeit einer Aktualisierung unterzogen (zum Wandel von Identitätskonstruktionen in der Postmoderne, weg vom Bild des autonomen, konsistenten Subjekts hin zur multiplen oder Patchwork-Identität vgl. z.B. Straub 1991, 1998; Keupp et al. 1999).

Mit solchen Interpretationsrastern werden vor allem zwei, im Zuge der Fortentwicklung der bürgerlichen Gesellschaft zunehmend »anstößige« Tatbestände dethematisiert (vgl. Tomberg 1971, S. 468ff.). Das ist zum einen das Faktum, dass die unterstellte Autonomie der bourgeoisen Privateigentümer von Anbeginn eine Fiktion war. Da die Eigentümer als Warenproduzenten immer darauf angewiesen waren (und sind), auf dem Markt miteinander in Beziehung zu treten, waren (und sind) sie nie wirklich frei, autonom, unabhängig, sondern eingebunden in Netzwerke, somit gesellschaftlich determiniert. Dies zur Kenntnis zu nehmen, hieße unter anderem, sich mit einer weiteren Frage konfrontiert zu sehen, der nach der Beschaffenheit der unterschiedlichen Verfügung der Subjekte über Mittel (z.B. Produktionsmittel) und den damit verbundenen unterschiedlichen Möglichkeiten, auf dem Markt zu agieren (mehr dazu weiter unten).

Die Konstruktion des Menschen als autonom und prinzipiell frei und das Verständnis von Freiheit »als Verwirklichung eines wesensmäßigen Seins, das jedes Individuum [...] schon immer in sich trägt, so daß gesellschaftliche Bindung nur immer als Zutat, Zwang oder lästige Äußerlichkeit erscheint« (Tomberg 1973, S. 119), sind in besonderer Weise geeignet, Besitz, Privilegien und Chancen des Bürgertums als selbst erworben zu legitimieren: Jeder ist seines Glückes Schmied. Zugleich erschweren oder verunmöglichen sie eine Analyse der Soziabilität des Psychischen. Wie selbstverständlich diese Perspektivenverengung der akademischen Psychologie ist, zeigt sich schon darin, dass sie die fundamentale Tatsache der gesellschaftlichen Qualität der Subjektivität zum Gegenstand lediglich einer Subdisziplin, der Sozialpsychologie, macht.

Zum anderen wird durch die bürgerliche Fassung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft die Tatsache systematisch ausgeblendet, dass sich zugleich mit der Entstehung der bürgerlichen eine neue Klasse herausbildete, die über keinerlei Produktionsmittel verfügte als ihre Arbeitskraft, die dieses Arbeitsvermögen Tag für Tag an andere Privateigentümer verkaufen musste und unter diesen Bedingungen ein Leben lebte, das nur graduell von dem der antiken Sklaven verschieden war.

Für die Angehörigen dieser neuen Klasse hatte (und hat) das bürgerliche Menschenbild keine Deutungsrelevanz. Im Beharren auf dessen Universalität exkludieren bürgerliche Subjekt- und Sozialwissenschaften systematisch die Lebenswelten und Lebensweisen der Ausgebeuteten, Armen, Ausgegrenzten. Ihre Existenz kann verschwinden hinter dem Bild des freien, autonomen Subjekts. Zugleich wird die Frage nach den Gründen einer solchen systematisch unterschiedlichen Verteilung von Lebenschancen ausgeklammert. Debatten über Ungleichheit, Unfreiheit und Nichtbrüderlichkeit, anders formuliert über Klassengesellschaft, über Macht und Herrschaft, schließlich über die Legitimität der Verhältnisse, können so auch nicht Gegenstand des wissenschaftlichen Diskurses werden.

Mithilfe der Konstrukte vom freien, autonomen Individuum und der Gesellschaft als Agora (in der Mainstream-Psychologie auch als »Umwelt« naturalisiert), gelingt es den bürgerlichen Subjekt- und Sozialwissenschaften also einerseits, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu legitimieren. Andererseits beschneiden sie sich mit diesen Deutungsmustern selbst ganz erheblich in ihren Erkenntnismöglichkeiten. Als besonders hindernd für die Theoriebildung erscheint mir die zwangsläufige Blindheit für die konkreten materiellen, sozialen, rechtlichen, kulturellen Lebenswelten der Subjekte, für die Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit sowie deren Absicherung durch Macht und Herrschaft.

b

These 3

Wissenschaftler/-innen, die diese Sicht (re)produzieren und so relevante Aspekte sozialer Wirklichkeit ausgrenzen, verhalten sich durchaus stimmig hinsichtlich ihrer eigenen gesellschaftlichen Lage als Intellektuelle in der bürgerlichen Gesellschaft wie innerhalb des Wissenschaftssystems. Da allerdings beide – die soziale Lage wie der gesellschaftliche Auftrag – selbst widersprüchlich sind (vgl. Tomberg 1973), resultieren daraus immer auch Handlungsspielräume.

Auch diese Thematik kann ich hier nur skizzieren. Ausgangspunkt der Argumentation ist ein unterstellter Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Produktion und Klassenlage der Produzentinnen und Produzenten. Mit dieser Annahme grenze ich mich ab von Positionen wie der von Peter Ullrich (vgl. seinen Beitrag im vorliegenden Band). Er scheint davon auszugehen, dass Fragestellungen und Resultate wissenschaftlichen Arbeitens ausschließlich und direkt durch Orientierungen und Präferenzen derjenigen bestimmt würden, die Wissenschaft betreiben: Kritisch sei Wissenschaft »immer nur aufgrund einer von den Forscherinnen eingenommenen normativen, ethischen oder moralischen Orientierung« (Ullrich, in diesem Band, S. XX; kursiv im Original). Die daraus resultierende Haltung richte sich

»gegen Dominanzverhältnisse, Herrschaft, Unterdrückung, Ausbeutung, soziale Exklusion oder, in Marxens Worten, gegen alle Verhältnisse, ›in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist‹ (Marx 1976, S. 385). Positiv gewendet bedeutet das die Indienstnahme der Forschung für Ideale wie die herrschaftsfreie Gesellschaft oder den Kommunismus sowie in weniger weitgehenden Ansätzen die universellen Menschenrechten« (Ullrich, in diesem Band, S. XX).

Die Argumentation klingt sympathisch, hilft aber in ihrer psychologischen und moralischen Engführung zum wirklichen Verstehen des subjekt- und sozialwissenschaftlichen Mainstreams kaum etwas bei. Wieso sind es immer nur Minderheiten unter den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die sich in diesem Sinn als Gutmenschen betätigen? Wieso werden kritische Positionen eher von bestimmten Gruppen vorgetragen, zum Beispiel von Studierenden oder jungen

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, und sehr selten von anderen, zum Beispiel Lehrstuhlinhaberinnen und Lehrstuhlinhabern? Warum sind solche Tendenzen in bestimmten Zeiten stärker, in anderen schwächer ausgebildet?

Wie bereits dargestellt, gehe ich davon aus, dass die Aufklärung wissenschaftstheoretischer und -historischer Phänomene nur gelingt, wenn sie mit Blick auf wissenschaftliches Handeln im gesellschaftlichen Kontext erfolgt. Damit ist grob eine Position umrissen, die aber im Detail noch sehr unterschiedliche Spezifizierungen eröffnet. So wurde etwa in der 68er-Diskussion der Basisgruppen Psychologie (vgl. Zurek 1970) mehrheitlich die Position vertreten, der/die Intellektuelle sei fest in die bürgerliche Klasse integriert, es sei denn, er/sie schlüge sich in einem persönlichen Willensakt auf die Seite des Proletariats, eine Sichtweise übrigens, an die mir Ullrichs Darstellung durchaus anschlussfähig zu sein scheint. Demgegenüber stimme ich Tomberg (1971, 1973) zu, der Wissenschaftler/-innen, aufgrund der Widersprüchlichkeit ihrer Situation wie ihrer Funktionen, Möglichkeiten der Entscheidung zwischen unterschiedlichen Optionen unterstellt.

Eine Dimension dieser Mehroptionalität sieht Tomberg in den strukturellen Veränderungen der Institution Wissenschaft seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Wissenschaft als Institution wird fortschreitend mehr, in den letzten Jahrzehnten in einem rasant sich beschleunigenden Prozess, in gesellschaftliche Zusammenhänge integriert.

»Sie wird in der kapitalistischen Gesellschaft zum Teil innerhalb der Wirtschaftsorganisationen betrieben, zum Teil auch noch an den alten, sich frei wählenden Forschungsstätten, die aber zunehmend an den Auftrag und die Kontrolle durch Industrie und Staat gebunden sind. [...] In dem Maße, wie die Wissenschaft zu einer unerläßlichen [...] Produktivkraft der industriellen Produktion wird, sieht sich der an Zahl sprunghaft angestiegene Stab der Wissenschaftler in einer sozialen Lage, die der des klassischen produktiven Arbeiters nahe kommt. Unter Kapitalverhältnissen [...] ist nur jene Arbeit produktiv, die Mehrwert produziert und dafür mit einem Gegenwert zu der verausgabten Arbeitskraft entlohnt wird. Die Mehrzahl der

Wissenschaftler sieht sich faktisch in eine solche Lohnarbeit hineingedrängt« (Tomberg 1973, S. 157f.).

Dies und der mit solchen Entwicklungen verbundene (potenzielle) Verlust der Zugehörigkeit vieler Wissenschaftler/-innen zu den gesellschaftlichen Eliten, könnte ihren Blick schärfen für die Diskrepanz zwischen bürgerlicher Ideologie und kapitalistischer Realität und sie ermutigen, sich den klassischen Tabuthemen zuzuwenden.

Erleichtert werden können solche Entscheidungen, wenn sie in umfassende soziale Prozesse eingebunden sind. Bernal hält fest:

»In Epochen der Befreiung wurden fast alle Intellektuellen auf den Wogen der Volksstimmung vorwärtsgetragen, so in der Periode des Wiederaufbaus nach dem ersten Weltkrieg oder des New Deal in den Vereinigten Staaten [oder in der 68er-Ära]. Sobald aber diese Volksbewegungen in Schwierigkeiten gerieten und die Reaktion das Heft in die Hand nahm, ließen sich die meisten wieder entmutigen und wurden pessimistisch« (Bernal 1978b, S. 1033).

Die diesbezüglichen Erfahrungen der 68er mit ihren »vergesslichen« ehemaligen Freunden hat Franz Josef Degenhardt in dem Lied vom »Wildledermantelmann« eindrucksvoll auf den Punkt gebracht.

In Parenthese: Tombergs Arbeit ist fast 40 Jahre alt. Seine Diagnosen haben heute eine alarmierende Aktualität. Das betrifft die Unterwerfung von immer weiteren, bisher »unschuldigen« Wissenschaften unter destruktivste Kapitalinteressen (vgl. dazu z.B. Hartmann über »Söldner-Anthropologen« am Beispiel der Forschungsprojekte des SFB 700 der FU Berlin, o.J.; zum gleichen Thema auch Barth 2009a), aber auch die Inbesitznahme der »sich immer noch frei wählenden alten Forschungsstätten« (Tomberg 1973, S. 158), der Universitäten, durch sogenannte Drittmittelgeber (vgl. Barth 2009a und b; Mertel 2009; Lieb 2008) und schließlich die deutlich schon jenseits der Proletarisierung angesiedelte Zerstörung der Lebens- und Arbeitsperspektiven für junge Wissenschaftler/-innen (vgl. Keller 2009; Grünh et al. 2009; Bultmann 2008; Grünh/Hecht 2008).

Heute, nach einer langen Phase theoretischer und empirischer Abstinenz gegenüber kritischer subjekt- und sozialwissenschaftlicher Forschung, scheint sich auch die institutionalisierte Wissenschaft wieder vorsichtig entsprechenden Fragen zuzuwenden (z.B. die DGS mit ihrer Jahrestagung 2004: »Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede«, die Sektion Biografieforschung der DGS mit ihrer Jahrestagung 2008: »Macht und Ohnmacht (auto)biografischen Erzählens« oder die Tagung der NGfP 2008: »Können Marginalisierte (wi(e)der)sprechen – Sozialwissenschaften und Möglichkeiten politischen Handelns), womöglich auch im Kontext wieder erstarkender sozialer Bewegungen.

Eine weitere Dimension der Mehroptionalität sieht Tomberg in der auch für bürgerliche Wissenschaften verbindlichen Verpflichtung auf das Ethos der Wahrheit. Alle Wissenschaften, auch die bürgerlichen, zielten immer, selbst in ihren ideologisch transformierten Ausprägungen, auf das Verstehen von Wirklichkeit ab. »Es liegt nun einmal im Wesen der Wissenschaft, daß sie von der objektiven Wahrheit nicht lassen kann« (Tomberg 1971, S. 475). In dem Maße, in dem »die Erfordernisse gesellschaftlicher Praxis auch im Kapitalismus die Gesellschaft in den Kontext wissenschaftlicher Forschung einbezogen, [...] erwies es sich als notwendig und auch möglich, in einzelnen Bereichen und unter partikularen Aspekten gesetzmäßige Zusammenhänge freizulegen« (Tomberg 1973, S. 141f.), das heißt, soziale Zusammenhänge gesellschaftskritisch zu beschreiben und ideologisch zu entschleiern. So geraten die Wissenschaft Treibenden immer wieder und fortschreitend mehr in Widersprüche zwischen dem gesellschaftlichen Auftrag der Legitimierung herrschender Verhältnisse und den »Sachzwängen« des wissenschaftlichen Prozesses (vgl. Tomberg 1973, S. 134ff.), eine Konstellation, die zumindest einige unter ihnen in das Lager kritischer Wissenschaft wechseln lässt.

In Parenthese: Spätestens an dieser Stelle scheint mir ein erkenntnistheoretischer Exkurs notwendig. Es wird inzwischen deutlich geworden sein, dass ich von der historisch-materialistischen Position

prinzipieller Erkennbarkeit der Welt in der Variante der Widerspiegelungstheorie (vgl. Lenin 1909/1970) ausgehe. Einerseits folgt aus der marxistischen Position ein kritischer Umgang mit agnostischen Erkenntnistheorien, zum Beispiel dem Konstruktivismus, eine Kritik, die ja auch von nicht-marxistischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geteilt wird (vgl. z.B. Alheit/Dausien 2000; Unger 2003). Dass diese Kritik »mit einer manchmal erschreckenden Leichtigkeit« (so Ullrich im vorliegenden Band) erfolge (also leichtfertig, dogmatisch?), kann ich nicht nachvollziehen. Zwar stellt sich für Marxistinnen und Marxisten die Frage der Erkennbarkeit der Realität mit einer gewissen »Härte«. Sie gehen davon aus, dass der/die Wissenschaft Treibende sich entscheiden muss: Unterstellt er/sie sich selbst und anderen grundsätzlich Erkenntnisfähigkeit oder nicht? Ein »irgendwo dazwischen« (so Ullrich im vorliegenden Band) gibt es ebenso wenig wie »ein bisschen schwanger« zu sein.

Andererseits heißt das Festhalten an diesem Axiom für seriöse Marxistinnen und Marxisten, weil sie sich zugleich klar von der Vorstellung abgrenzen, Wissenschaft sei die Produktion ewiger Wahrheiten (z.B. im bürgerlichen Dogma einer autonomen, wertfreien Wissenschaft), ein komplexes, gesellschaftlich determiniertes Wissenschaftsverständnis zu entwickeln. Ausgangspunkt ist für Bernal die Bestimmung von Wissenschaft als Arbeit, als »menschliche Betätigung, die mit allen anderen Tätigkeiten der Menschen verknüpft ist und in ständiger Wechselwirkung mit diesen steht« (Bernal 1978b, S. 1133). Insofern kann sie nicht untersucht werden, »ohne daß ihre engen Beziehungen zum gesellschaftlichen Charakter und insbesondere zum Klassencharakter der Wissenschaft herausgearbeitet werden« (Bernal 1978b, S. 1132). Zugleich muss Wissenschaft aus dieser Sicht immer als Prozess gesehen werden. »Die Wissenschaft ist ihrer ganzen Natur nach mehr als jede andere menschliche Tätigkeit Veränderungen unterworfen. Als eine der jüngsten Errungenschaften der Menschheit ändert sie sich auch am schnellsten« (Bernal 1978a, S. 36). Ohne diese Thematik hier entfalten zu können, wird hoffentlich deutlich, dass dieses Verständnis weder einem mechanistischen noch einem ahistorischen Denken, wie es dem historischen und dialektischen Materialismus gern unterstellt wird, Vorschub leistet. Erkenntnis kann aus

dieser Sicht nie ewig gültig, sondern immer nur historisch relativ sein. »Der systematische Zweifel der marxistischen Dialektik gilt [eben nicht, wie Ullrich meint,] den gesellschaftlichen Zuständen und den hegemonialen Begriffen« (Ullrich, in diesem Band, S. XX), sondern den gesellschaftlich gegebenen Möglichkeiten und Grenzen der Erkenntnisprozesse, eingeschlossen der eigenen. In dem Sinn ist der verwendete Wahrheitsbegriff auch nicht »empathisch«, wie Ullrich meint, sondern erkenntniskritisch; er bewährt sich auch nicht an der »abstrakt bleibenden Emanzipation, de[m] Kommunismus« (Ullrich, in diesem Band, S. XX), sondern an der gesellschaftlichen Praxis, der empirischen oder theoretischen Überprüfung im Hier und Jetzt. Für kritische Wissenschaftler/-innen folgt daraus ein anspruchsvolles Programm: die systematische Reflexion aller Voraussetzungen und Instrumente des eigenen wissenschaftlichen Handelns.

Von der Möglichkeit der (Wieder-)Entdeckung unterdrückter Wissensarten durch die Subjekt- und Sozialwissenschaften

These 4

Wie dargestellt, war und ist es Forscherinnen und Forschern wegen der widersprüchlichen Situation von Wissenschaft, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in der bürgerlichen Gesellschaft immer auch möglich, die systembedingten Barrieren der Erkenntnis zu überwinden und gesellschaftskritische Erkundungen zu unternehmen. Dabei stoßen sie auf Menschen, deren Leben vielfach von Armut, Ausgrenzung und Isolation gekennzeichnet ist, die aber gleichzeitig durch die Eigenwilligkeit ihrer biografischen Entwürfe und die Widerständigkeit ihrer Handlungsstrategien beeindruckt.

Seit Beginn der Herausbildung der Subjekt- und Sozialwissenschaften gibt es immer wieder einzelne Wissenschaftler/-innen oder Schulen, deren

Interesse denen gehört, die nicht (mehr) der bürgerlichen Klasse angehören: den Ausgebeuteten, Armen, Fremden, Rechtlosen, Marginalisierten, ihren Lebenswelten, Lebensformen und Redeweisen.

Ohne auf die Ergebnisse der Untersuchungen im Einzelnen näher eingehen zu können, möchte ich hier auf einige dieser Studien aus dem deutschen und angloamerikanischen Raum hinweisen, die wirkungsgeschichtlich wichtig waren und sind. Gemeinsam ist ihnen, auch wenn sie hinsichtlich ihrer theoretischen Begründungen und dem methodischen Vorgehen zum Teil erheblich voneinander abweichen, das Ziel, die »Endogenität« der Lebensweisen, Identitätswürfe und »typischen« Handlungsmuster der Untersuchten herauszuarbeiten. Anders formuliert: Ausgehend von der Analyse der Lebenswelten dieser Subjekte, ihre Existenzweisen als spezifisch nicht-bürgerlich zu begreifen, darin aber »passend« als Antwort auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sie sich bewegen (müssen). Heinz spricht in diesem Kontext von »biographischer Gestaltungspraxis und -kompetenz« (Heinz 2000, S. 177), die wahrzunehmen den Blick öffnet für Stärke, Geduld und Kreativität »marginalisierter« Menschen, aber auch für die ihnen zugemuteten Verhältnisse in der Klassengesellschaft.

Je nach wissenschaftlicher Verortung ist der Schwerpunkt der hier vorgestellten Arbeiten unterschiedlich gewählt. So kann er zum Beispiel auf der beschreibenden Dokumentation nicht-bürgerlicher Existenzweisen liegen. Hierzu zähle ich unter anderem neuere deutsche Studien zur Kinderarmut (Chassé et al. 2005; Holz et al. 2006; z.T. auch Butterwegge et al. 2005) oder sozialepidemiologische Untersuchungen über den Zusammenhang von Lebenslage/Klassenlage und Schizophrenie (für die USA z.B. Hollingshead/Redlich 1974; Dohrenwend/Snell Dohrenwend 1974; zusammenfassend z.B. Gleiss et al. 1973; Fichter et al. 1990 als Beispiel für die aktuelle Bestätigung der Befunde in Deutschland).

Andere Arbeiten stellen die Bewegung der beforschten biografischen Akteurinnen und Akteuren in Kontexten sozialer Ungleichheit stärker in den Vordergrund und deuten deren Lebensweisen und Orientierungen als diesen zugemuteten Verhältnissen angemessen, insofern verstehen sie sie auch symbolisch als kritische Kommentare.

In Parenthese: Gemeinsam ist diesen Studien die Annahme, dass die untersuchten Personen und Gruppen als Unterprivilegierte unter realen Bedingungen sozialer Ungleichheit agieren. Bezüglich der näheren Bestimmung dieser »Unterprivilegierung« weisen sie jedoch, in Abhängigkeit von den unterschiedlichen zugrunde gelegten Gesellschaftstheorien, erhebliche Differenzen auf. Entsprechend werden die Mechanismen der Zuweisung zu Positionen der Ungleichheit als schicht- oder klassenspezifisch, als Ergebnis von Prozessen der Exklusion, Marginalisierung usw. beschrieben.

In diese Gruppe gehören die vielen empirischen Studien und theoretischen Überlegungen zum Zusammenhang von Klassenlage und Lebensweisen von Industriearbeitern (etwa die Forschungen des Göttinger Soziologischen Forschungsinstituts: z.B. Popitz et al. 1957; Schlösser 1978; Bahrtdt 1982; oder die Arbeiten des Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham, z.B. Willis 1982), aber auch die berühmte Studie über die polnischen Arbeiter in den Schlachthöfen von Chicago (Thomas/Znaniacki 1918/1958). Sie ist nur eine unter etlichen bedeutsamen Untersuchungen der Chicagoer Schule der Soziologie, die es nicht nur als ihre Aufgabe ansah, die Stimmen der Ausgegrenzten und Entrechteten wieder hörbar zu machen, seien es obdachlose Wanderarbeiter (Anderson 1923/1961), jugendliche Gangs in Chicago (Thrasher 1927/2000; Whyte 1943/1996) oder Ghattobewohner (Wirth 1928/1956), um nur einige zu nennen, sondern darüber hinaus den Anspruch erhob, sich in der Durchsetzung würdigerer Lebensverhältnisse an die Seite der Betroffenen zu stellen (zur Bedeutung der Chicagoer Schule vgl. z.B. Carey 1975; Riemann 2003). Schließlich möchte ich, stellvertretend für andere Untersuchungen zur Deklassierung durch Arbeitslosigkeit, auf das Projekt einiger junger Psychologinnen und Psychologen hinweisen, das im Umkreis von Karl Bühler am Wiener Psychologischen Institut über die Arbeitslosen von Marienthal durchgeführt wurde (Jahoda et al. 1975). Die Gruppe unterstützte arbeitslose Familien, indem sie so etwas wie engagierte Sozialarbeit betrieb.

In Parenthese: Sowohl die Ausrichtung der Chicagoer Schule als auch die Orientierung der Gruppe um Karl Bühler Anfang der 1930er Jahre verweisen auf die Tradition einer Verknüpfung von kritischer Sozialforschung, einer sozial(politisch)en Verpflichtung der Forschenden und deren Umsetzung in bestimmten Varianten der Aktions- oder Handlungsforschung (vgl. z.B. Haag et al. 1972; Moser 1975, 1995).

Zur dritten Gruppe hier interessierender wissenschaftlicher Arbeiten gehören diejenigen, die die Lebensäußerungen armer, ausgebeuteter, entrechteter Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft deuten als offenen oder vermittelten Protest gegen menschenunwürdige, ungerechte Lebensbedingungen. Auch dazu nur einige unsystematische Hinweise. Immer wieder untersuchen Wissenschaftler/-innen zum Beispiel die subjektiven Lebenswelten von psychiatrisierten Menschen und deuten »Geisteskrankheiten« als indirekten Protest gegen die Unzumutbarkeit der Lebensbedingungen oder, klassenanalytisch, als Ausdruck von Entfremdung (z.B. Foucault 1968; Basaglia/Basaglia Ongaro 1972; Jervis 1978; Wulff 1972). Foucault entwickelte im Rahmen seiner Analyse des Zusammenhangs von Wissen und Macht in der bürgerlichen Gesellschaft das Konzept der unterdrückten Wissensarten. Diese Wissensarten, die er unter anderem bei psychiatrisierten, kranken oder delinquenten Menschen erkennt, charakterisiert er als »ein besonderes, lokales, regionales Wissen [...], das seine Stärke nur aus der Härte bezieht, mit der es sich allem widersetzt, was es umgibt, über das Auftauchen dieses Wissens also, dieses lokalen Wissens der Leute, dieser disqualifizierten Wissensarten erfolgt die Kritik« (Foucault 1978, S. 60f).

In Parenthese: Damit wird, bei allen Schwierigkeiten, die solche Unternehmungen kennzeichnen, nicht nur die Möglichkeit behauptet, fremde Menschen und Welten zu verstehen. Foucault bezieht damit auch Position zu der zum Beispiel in der Handlungsforschung kontrovers diskutierten Frage der Realisierbarkeit herrschaftsfreier Diskurse mit den »Beforschten«.

Einen ähnlichen, vermittelten Protest gegen psycho- und soziokulturelle Unterdrückung sah Frantz Fanon im »devianten« Erleben und Verhalten kolonisierter Menschen (vgl. Fanon 1981, 1985, 1986). Im Unterschied zu Marcuse, der die gesellschaftlich Ausgegrenzten schließlich zum eigentlichen revolutionären Subjekt erklärte (vgl. Marcuse 1969), hielt Fanon aber an der historisch-materialistischen Position fest, dass es nicht die marginalisierten Gruppen sind, sondern die beherrschte Klasse, deren Widerspruch sich in bestimmten historischen Situationen als Kampf für die Überwindung der Klassengesellschaft artikuliert.

In Parenthese: Damit sind wir explizit bei dem Thema angelangt, das mir unausgesprochen hinter der Frage »Können Marginalisierte (wieder)sprechen?« zu stehen scheint: Wenn es denn einen solchen Widerspruch der Marginalisierten, hier verstanden als die ausgebeutete, beherrschte Klasse, gibt, kann man ihn heute noch als Klassenbewusstsein deuten, als Bewusstsein, das auf die Aufhebung ungerechter gesellschaftlicher Verhältnisse, auf die Abschaffung der Klassengesellschaft drängt?

Die Frage nach dem revolutionären Subjekt und revolutionärer Aktion beschäftigt die Linke mindestens seit den Anfängen des historischen und dialektischen Materialismus. Die Diskussion darüber hier nachzuzeichnen ist nicht möglich. Nur so viel: Trotz aller Abgesänge auf kapitalismuskritische Gesellschafts- und Subjektivitätstheorien (zuletzt in Deutschland mit großer Wirkung durch Ulrich Beck: Beck 1986; Beck/Beck-Gernsheim 1994) scheint dem Thema derzeit wieder eine erhebliche Relevanz und Brisanz zugeschrieben zu werden (vgl. etwa Dörre 2009; Castel/Dörre 2009; Bude 2008). Heute lassen sich gesellschaftsverändernde Aktionen mit Bestimmtheit nicht mehr als Ausdruck von Klassenbewusstsein im Sinne Marxens denken. Aktuelle Versuche, Perspektiven kollektiver Politikpraxen neu zu fassen, gründen sich daher zum Beispiel auf die Arbeiten von Gramsci (vgl. z.B. Merkmens/Rego Diaz 2007).

These 5

Wissenschaftliche Deutungen der Subjektivität nicht-bürgerlicher Existenzweisen, die konsequent jede »Nostrifizierung« (Stagl 1974) vermeiden wollen, stehen vor der Herausforderung, das eingangs geschilderte Dilemma bürgerlichen Denkens, die Entgegensetzung von Individuum und Gesellschaft, aufzulösen. Nur wenn das gelingt, können die Beforschten als biografische Akteurinnen und Akteure in ihrer dem bürgerlichen Blick fremden Lebenswelt erscheinen.

Als Beispiel für ein solches Denken möchte ich im Folgenden die »Biografie-Arbeit« vorstellen, eine Subjekttheorie, in der das mikrosoziologische Verständnis von »Biografie« (in der Tradition der Chicagoer Schule: z.B. Schütze 1993, 1994; Alheit/Hoerning 1989; Hoerning 2000; Heinz 2000) mit der Tätigkeitstheorie Leontjevs (1971, 1979) verknüpft wurden (vgl. Roer 2009).

Ausgangspunkt biografietheoretischen Denkens ist das Verständnis von Biografie als subjektive Verarbeitung des Lebenslaufs (vgl. Alheit/Hoerning 1989). Das Individuum tritt darin als aktives Subjekt auf, das durch sein Handeln zwischen sich, seiner materiellen und soziokulturellen Umwelt, anderen Menschen, den Institutionen und Netzwerken, in denen es sich bewegt, Verbindungen und Koordinationsmuster herstellt, so sein Leben organisiert und seine eigene Biografie hervorbringt, aber auch erleidet (vgl. Heinz 2000, S. 176ff.). Diese Bestimmung markiert so etwas wie Berührungspunkte zwischen den beiden, immer noch als getrennt verstandenen Ebenen von Individuum und Gesellschaft, beschreibt aber noch nicht deren *Verhältnis* zueinander. Um das als (dialektische) Einheit zu fassen, bedarf es einer Konkretisierung dessen, was in dieser Bewegung und durch sie bewirkt wird. Sie erfolgt mithilfe des Tätigkeits- und Persönlichkeitsverständnisses von Leontjev (1979).

Für Leontjev ist Tätigkeit *die* Schlüsselkategorie seiner Subjekttheorie. Er sieht sie in ihrer Grundform immer als zunächst äußere Tätigkeit, die auf einen (äußeren) Gegenstand zielt. Der tritt in ihr in dreifacher Weise in Erscheinung: Erstens, »indem er sich die Tätigkeit der Subjekte unterordnet

und umgestaltet und [zweitens] als Abbild des Gegenstands, als Produkt der psychischen Widerspiegelung seiner Eigenschaften, die nur durch die Tätigkeit des Subjekts erfolgt und auf andere Weise nicht verwirklicht werden kann« (Leontjev 1979, S. 86). Drittens tritt der Gegenstand auf als der, auf den sich die Tätigkeit richtet. Indem er in diesem Prozess transformiert wird, »geht die psychisch gesteuerte Tätigkeit des Subjekts in eine ›ruhende Eigenschaft‹ (Marx) ihres objektiven Produkts über« (Leontjev 1979, S. 88). In jeder seiner Tätigkeiten greift das Subjekt also immer verändernd in die Welt ein und verändert damit zugleich sich selbst.

Tätigkeit ihrer Grundstruktur nach als gegenständlich zu bestimmen, heißt aber nicht, das Konstrukt vulgär-materialistisch eng zu führen. Da die Gegenstände, mit denen der Mensch sich auseinandersetzt, in der Regel gesellschaftlich produziert und vermittelt sind, ist die gegenständliche zugleich auch die gesellschaftliche Natur von Tätigkeit. Wygotski konkretisiert: Spezielle soziale Qualität gewinnt die gegenständliche Tätigkeit zusätzlich durch zweierlei. Erstens hat jede Tätigkeit eine instrumentelle Struktur, hat Werkzeugcharakter. In ihr werden die geronnenen Erfahrungen vorangegangener Generationen mit dem betreffenden Gegenstand aktiviert. Indem sich das Subjekt im Erlernen der Tätigkeit diese Erfahrungen aneignet, verbindet es sich gleichsam mit der gesamten Menschheit. Zweitens sind alle Tätigkeiten verortet im System sozialer Wechselwirkungen. Alle höheren, spezifisch menschlichen Prozesse bedürfen, damit sie realisiert werden können, der Interaktion und Kommunikation. Das heißt, sie sind zunächst zwischenmenschliche Verfahren. Erst später, wenn sie vom Individuum selbstständig vollzogen werden, verlieren sie ihre äußere Form und verwandeln sich in (intra)psychische Strukturen (vgl. Wygotski in Leontjev 1979, S. 96f.).

Das Verhältnis zwischen dem tätigen Subjekt und den Gegenständen, auf die sich seine Tätigkeit richtet, beschreibt Leontjev auch als »Prozess, in dem die wechselseitigen Übergänge zwischen den Polen ›Subjekt – Objekt‹ verwirklicht werden« (Leontjev 1979, S. 83). Dieses Verständnis setzt die Entgegensetzung einer äußeren, ausgedehnten Welt versus einer Welt der inneren Erscheinungen und Bewusstseinsprozesse außer Kraft, das heißt, die Entgegensetzung von Individuum und einer es umgebenden

materiellen und sozialen Welt. Es »schafft Platz für ein anderes: auf der einen Seite die gegenständliche Realität und ihre ideellen verwandelten Formen [wie Sprache, wissenschaftliche, künstlerische Produkte usw.], auf der anderen Seite die Tätigkeit des Subjekts, die sowohl äußere als auch innere Prozesse enthält« (Leontjev 1979, S. 99). Psychisches erscheint so als eigene Qualität, als »»Neubildung«, [...] die in den Lebensbeziehungen des Individuums infolge der Umgestaltung seiner Tätigkeit geformt wird« (Leontjev 1979, S. 165).

Persönlichkeit gilt Leontjev als das Resultat permanenter »Transformation des Subjekts [...], die sich aus der Selbstbewegung seiner Tätigkeit im System der gesellschaftlichen Beziehungen« (Leontjev 1979, S. 173) ergibt. Daraus folgt, dass »jenes geheimnisvolle »Persönlichkeitszentrum«, das wir »Ich« nennen, [...] nicht im Individuum [liegt], nicht unter seiner Haut, sondern in seinem Sein« (Leontjev 1979, S. 217). Es »gilt als das, was der Mensch aus sich macht, indem er sein *menschliches* [kursiv im Original] Leben bewältigt« (Leontjev 1979, S. 213).

Dieses Verständnis von Persönlichkeit als Ergebnis der Bewegung des Subjekts innerhalb seiner materiellen und sozialen Welt lenkt den Blick der Forscher/-innen auf eben diese materiellen und sozialen Verhältnisse. Es nötigt, die Unterschiede zwischen den Lebenswelten biografischer Akteurinnen und Akteure wahrzunehmen, und somit die Strukturen sozialer Ungleichheit, die sie bedingen, zum Gegenstand der Analyse zu machen. Indem zugleich die Selbstproduktion der Persönlichkeit angenommen wird, können auch Ausgebeutete, Entrechtete, Marginalisierte in ihrer nicht-bürgerlichen Existenz als autonome, eigenständige und eigenständig handelnde Persönlichkeiten zu Wort kommen, ohne dass die bürgerliche Wissenschaft sie »nostifizieren« (Stagl 1974) müsste. Die Annahme schließlich, dass Tätigkeit immer eine verändernde Praxis ist, Aneignung und *Vergegenständlichung*, impliziert, dass die biografischen Akteurinnen und Akteure auch Veränderer der Verhältnisse sind, denen sie zunächst eher unterworfen zu sein scheinen.

These 6

Verstehen biografischer Akteurinnen und Akteure in fremden Lebenswelten setzt neben theoretischen Zugängen zu und empirischem Wissen über diese Welten eine dem Erkenntnisziel adäquate Forschungshaltung voraus, die ich mit Schütze als ethnografisches Fremdverstehen beschreibe.

Fritz Schütze definiert ethnografisches Fremdverstehen als »eine systematische Haltung gegenüber der sozialen Realität« (Schütze 1994, S. 231). Diese Haltung oder wissenschaftliche Orientierung basiert auf einigen theoretischen und methodologischen Grundannahmen.

Erstens: Die Wirklichkeit der Beforschten »ist grundsätzlich unseren eigenen praktisch eingelebten Betrachtungsweisen fremd [...]. Durch partielle Bekanntheiten von Teilaspekten dieser fremden Betroffenheitsrealität lassen wir uns nicht verleiten, dem zu untersuchenden Realitätsausschnitt ein vorgefertigtes, uns längst geläufiges Interpretationsschema überzustülpen« (Schütze 1994, S. 231). Dass diese Fremdheitsannahme in der Forschung mit nicht-bürgerlichen Akteurinnen und Akteuren lebenswichtig ist, bedarf wohl keiner weiteren Begründung.

Zweitens: Die verfremdende Betrachtungsweise geht davon aus, dass die soziale Wirklichkeit sprachlich vorinterpretiert ist. »Die Interpretationen des Ethnographen richten sich [also] auf die [...] sprachlichen, sich textuell niederschlagenden Vorinterpretationen, sehen diese aber in den sozialen Zusammenhängen ihrer Produktion und Verwendung« (Schütze 1994, S. 232).

In Parenthese: Die Annahme verweist auf die Bedeutung der Narrativität für ethnografisches Fremdverstehen, eine Thematik, die ich ganz ausblenden muss. Wenigstens sollen hier einige weiterführende Arbeiten genannt werden: zur Funktion der Erzählung als ordnendes Prinzip der Selbstpräsentation (vgl. z.B. Bruner 1997, 1999; Kraus 2000; Rosenthal 2002; Lucius-Hoene 2002) und zur Relevanz der Narrativität für die Strukturierung qualitativer Forschungsprozesse (Rosenthal 1995; Schütze 1994).

Drittens: »Soziale Prozesse, soziale Rahmen und Situationsdefinitionen können nur in singulären Entscheidungen – in Fällen, die von den

Problembetroffenen gelebt werden – [...] erfaßt werden« (Schütze 1994, S. 232f.).

In Parenthese: Darin stimme ich mit Schütze überein: Wenn »Beforschte« als biografische Akteurinnen und Akteure angesehen werden sollen, müssen sie als Subjekte – in ihren Selbstdeutungen – und nicht als »Naturtatsachen«, zu Wort kommen. Der Streit um die den theoretischen Grundannahmen angemessenen wissenschaftlichen Methoden – quantitativ oder qualitativ? – scheint mir deshalb keinesfalls unnötig und einer »der bedeutendsten Grabenkämpfe der Sozialforschung«, wie Ullrich in seinem Beitrag im vorliegenden Band meint. Für ihn ist »der Gegensatz künstlich und Qualitatives [...] immer auch Teil quantitativ orientierter Forschung« (Ullrich, in diesem Band, S. XX), für mich jedoch nicht. Ich halte es für eine Vereinfachung, zu unterstellen, dass mit den verschiedenen methodischen Zugängen nur zwei vielleicht graduell unterschiedliche Blicke auf die gleiche Wirklichkeit geworfen würden, die durch diese verschiedenen Perspektiven aber nicht transformiert werde. Beide Zugangsweisen basieren auf ganz unterschiedlichen Menschen- und Gesellschaftsbildern. Quantitativer Sozialforschung liegt eine (neo)positivistische Theorie zugrunde. Ihr ist ein Menschenbild inhärent, das, wie in den Thesen 1–3 dargestellt, reale gesellschaftliche Existenz verschleiert, deshalb als theoretische Begründung für kritische subjekt- und sozialwissenschaftliche Forschung nicht geeignet ist. Insofern kann ich mich auch der Hoffnung Ullrichs, das Boomen von »mixed methods approaches, unterschiedliche Versuche der Verknüpfung beider Forschungsstrategien« (Ullrich, in diesem Band, S. XX) verweise auf das glückliche Ende dieses »Grabenkriegs«, nicht anschließen. Eher vermute ich, dass solcher Methodenpragmatismus notwendige Theoriediskussionen erschwert. Zurück zum ethnografischen Fremdverstehen.

Die vierte Grundannahme lautet: »Der ethnografische Feldforscher ist durch sein praktisches Forschungshandeln in genau dieselben Interaktionen verflochten, die er analysiert, beobachtet und berichtet. Das führt [...] zu der Notwendigkeit, die eigenen Handlungsbeiträge und den spezifischen Instrumentcharakter des eigenen Forschungshandelns (einschließlich der

eigenen Persönlichkeit und deren ›Ausstrahlung‹ als Forschungsinstrument) zu reflektieren« (Schütze 1994, S. 233).

Fünftens: Um in diesem komplexen und widersprüchlichen Feld zu intersubjektiven Erkenntnissen zu gelangen, ist es nach Schütze absolut notwendig, auch die Feldinteraktionen des Forschers/der Forscherin einer soziologischen Interaktionsanalyse zu unterziehen. »Hierbei werden dann auch die Widerstände sowohl der Untersuchten [...] als auch die des Feldforschers bezüglich des kommunikativen Forschungsaustauschs entdeckt« (Schütze 1994, S. 233) und analysierbar gemacht. Solche Untersuchungen decken unter anderem die Fremdheiten des/der Forschenden sich selbst gegenüber sowie mögliche eigene Ähnlichkeiten mit den Untersuchten auf.

Sechstens: Die ethnografische Perspektive versucht, sowohl Nostrifizierungstendenzen, das heißt »die Leugnung des Andersheitscharakters der untersuchten Erscheinungen, ihre Vereinnahmung in das eigene Bezugssystem und die kulturelle Vergewaltigung durch dieses« (Schütze 1994, S. 234), als auch verdinglichende Entfremdungstendenzen, das heißt »die Leugnung universal-humaner Gemeinsamkeiten zwischen Forscher und beforschten Betroffenen, also die Unterstellung einer inkommensurablen Andersartigkeit ohne Verständniszugang und Möglichkeiten des Perspektivenaustauschs« (Schütze 1994, S. 234) abzuwehren.

Ethnografisches Fremdverstehen eignet sich nicht nur als Feldforschungsstrategie. Unter Anwendung einiger Abkürzungsstrategien lässt sich diese Haltung durchaus nutzbar machen für die Praxis sozialer Berufe (vgl. Schütze 1994). Für die Handlungsperspektive von Professionellen resultiert aus dem Gesagten, eine Haltung der Begleitung zu entwickeln, die biografische Akteurinnen und Akteure unterstützt in der Suche nach lebensweltlich und biografisch (endogen) passenden Strategien (vgl. Roer/Maurer-Hein 2004) und Erfahrungen der Selbstbemächtigung (z.B. Herriger 2006; Knuf/Seibert 2000; Kunstreich 2006).

Epilog

Wenn es also keine Frage, sondern eine Tatsache ist, dass Marginalisierte immer sprechen und deshalb auch (wieder)sprechen können, wenn das eigentliche Problem, das kritische Wissenschaftler/-innen zu bewältigen haben, darin besteht, arme, ausgebeutete, ausgegrenzte Menschen in ihrer Fremdheit als biografische Akteurinnen und Akteure zu verstehen, dann konterkarieren sie ihr Projekt, wenn sie versuchten, diese Stimmen zu funktionalisieren. Die Initiatorinnen und Initiatoren des NGfP-Kongresses 2008 zum Thema »Können Marginalisierte (wi(e)der)sprechen?«, die im Kongressaufruf das Ziel formulierten, »kontinuierlich marginalisierte Stimmen [zu] politisieren und damit gegenwärtiges Sprechen [zu] pluralisieren«, scheinen von solchen Tendenzen nicht ganz frei zu sein.

Ob, wann und wie marginalisierte Menschen ihre Stimme zum Widerspruch gegen ihre Ausbeutung, Ausgrenzung und Entrechtung erheben, entscheiden nicht kritische Wissenschaftler/-innen für sie, sondern die gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteure selbst. Sie benötigen für ihren Kampf um politische Emanzipation und Befreiung keine paternalistischen Ratschläge durch Intellektuelle. Wohl aber kann es ihnen eine Unterstützung sein, wenn Wissenschaft und Wissenschaftler/-innen sich in den Stand setzen, diese Stimmen zu hören, zu verstehen und die gewonnenen Kenntnisse weiter zu tragen. Voraussetzung dafür ist eine (selbst)kritische Einschätzung der Rolle und Funktion der eigenen Disziplin in der bürgerlichen Gesellschaft.

Literatur

- Alheit, Peter & Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen Zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (Lucius & Lucius), S. 257–283.
- Alheit, Peter & Hoerning, Erika M. (Hg.) (1989): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt/M., New York (Campus).
- Anderson, Nels (1923/1961): The Hobo. The Sociology of the Homeless Man. Chicago (University of Chicago Press).

- Asendorpf, Jens B. (2002): Biologische Grundlagen der Entwicklung. In: Oerter, Rolf & Montada, Leo (Hg.): Entwicklungspsychologie. Weinheim, Basel, Berlin (Beltz), S. 54–71.
- Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie (1975): Materialistische Wissenschaft und Psychologie. Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen der materialistischen Psychologie. Köln (Pahl-Rugenstein).
- Bahrdt, Hans Paul (1982): Großvaterbriefe. Über das Leben mit Kindern in der Familie. München (Beck).
- Barth, Thomas (2009a): Korruption in der Wissenschaft? Sonderforschungsbereich »Governance« an der FU Berlin in der Kritik. URL: <http://www.heise.de/bin/tp/issue/r4/dl-artikel2.cgi?artikelnr=30714&mode=html&zeilenlaenge=72> (Stand: 14.08.2009).
- Barth, Thomas (2009a): Drittmittelforschung als Vorteilsnahmen. Korruption in der Wissenschaft. Teil 2.. URL: <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/30/30903/1.html> (Stand: 19.08.2009).
- Basaglia, Franco & Basaglia Ongaro, Franca (1972): Die abweichende Mehrheit. Die Ideologie der totalen Sozialen Kontrolle. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Beck Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) (1994): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Bernal, John Desmond (1978a): Sozialgeschichte der Wissenschaften, Bd. 1: Entstehung und Wesen der Wissenschaft, die Wissenschaft im Altertum, die Wissenschaft im Zeitalter des Glaubens. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Bernal, John Desmond (1978b): Sozialgeschichte der Wissenschaften, Bd. 4: Die Gesellschaftswissenschaften in der Geschichte, die Gesellschaftswissenschaften nach dem Ersten Weltkrieg, Schlussfolgerungen. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Bruner, Jerome S. (1997): Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Bruner, Jerome S. (1999): Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden. Journal Für Psychologie 7(1), 11–21.
- Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen: Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. Bonn (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung).
- Bultmann, Thorsten (Hg.) (2008): Prekarisierung der Wissenschaft. Berlin (Karl Dietz).
- Butterwegge, Christoph; Klundt, Michael & Zeng, Matthias (2005): Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland. Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- Carey, James T. (1975): Sociology and Public Affairs. The Chicago School. Beverly Hills, London (Sage).

- Chassé, Karl August; Zander, Margherita & Rasch, Konstanze (2005): »Meine Familie ist arm«. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Opladen (Leske & Budrich).
- Castel, Robert & Dörre, Klaus (Hg.) (2009): Prekariat, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/M., New York (Campus).
- Dörre, Klaus (2009): Im Schatten der Globalisierung. Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften).
- Dohrenwend, Bruce P. & Snell Dohrenwend, Barbara (1974): Sozialer Status und Psychische Störungen. Bestandsaufnahme Epidemiologischer Forschung. In: Keupp, Heinrich (Hg.): Verhaltensstörungen und Sozialstruktur. Epidemiologie – Empirie, Theorie, Praxis. München, Berlin, Wien (Urban und Schwarzenberg), S. 137–155.
- Fanon, Frantz (1981): Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Fanon, Frantz (1985): Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Fanon, Frantz (1986): Das kolonisierte Ding wird Mensch. Ausgewählte Schriften. Leipzig (Reclam).
- Fichter, Manfred M.; Witzke, Wolfgang; Weyerer, Siegfried et al. (1990): Ergebnisse der Oberbayerischen Verlaufsuntersuchung. In: Schmidt, Martin H. (Hg.): Fortschritte in der Psychiatrischen Epidemiologie. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich »Psychiatrische Epidemiologie«. Weinheim (VCH), S. 91–116.
- Foucault, Michel (1968): Psychologie und Geisteskrankheit. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin (Merve).
- Freud, Sigmund (1960): Abriss der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt/M. (Fischer).
- Freud, Sigmund (1961): Drei Abhandlungen Zur Sexualtheorie und Verwandte Schriften. Frankfurt/M. (Fischer).
- Gleiss, Irma; Seidel, Rainer & Abholz, Heinz-Harald (1973): Soziale Psychiatrie. Zur Ungleichheit in der Psychiatrischen Versorgung. Frankfurt/M. (Fischer).
- Gröhn, Dieter & Hecht, Heidemarie (2008): Hochschulabsolventen in der Grauzone des Arbeitsmarktes? Mythos Generation Praktikum. Abschlußbericht des Projekts »Generation Praktikum? Prekäre Beschäftigungsformen von Hochschulabsolventinnen und -absolventen. Berlin (Hans Böckler Stiftung).
- Gröhn, Dieter; Hecht, Heidemarie; Rubelt, Jürgen & Schmidt, Boris (2009): Der wissenschaftliche »Mittelbau« an den deutschen Hochschulen – zwischen Karriereaussichten und Abbruchtendenzen. Im Auftrag der Vereinigten Dienstleistungsgewerkschaft ver.di. URL: http://www.tu-berlin.de/fileadmin/f12/downloads/koop/publikationen/Endbericht_Verdi_Studie_09.pdf (Stand: 10.08.2009)

- Haag, Fritz; Krüger, Helga & Schwärzel, Wildtrud (Hg.) (1972): Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne. München (Juventa).
- Hartmann, Delef (o.J.): »Die Knarre in der einen Hand, den Bleistift in der anderen.« Forschen für die neuen Kriege im SFB 700 der FU Berlin. URL: <http://www.materialien.org/Texte/hartmann/700-2-2.pdf> (Stand: 17.05.2009)
- Havighurst, Robert James (1972): Developmental Tasks and Education. New York (McKay).
- Heinz, Walter R. (2000): Sozialisation im Lebenslauf. Umriss einer Theorie biographischen Handelns. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (Lucius & Lucius), S. 165–186.
- Herriger, Norbert (Hg.) (2006): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Stuttgart (Kohlhammer).
- Hoerning, Erika M. (2000): Biographische Sozialisation. Theoretische und forschungspraktische Verankerung. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart (Lucius & Lucius), S. 1–20.
- Hollingshead, August B. & Redlich, Frederick C. (1974): Soziale Schichtung und psychiatrische Erkrankungen. In: Keupp, Heinrich (Hg.): Verhaltensstörungen und Sozialstruktur. Epidemiologie – Empirie, Theorie, Praxis. München, Berlin, Wien (Urban und Schwarzenberg), S. 55–65.
- Holz, Gerda; Richter, Antje; Wüstendörfer, Werner & Giering, Dietrich (2006): »Zukunftschancen für Kinder!? Wirkung von Armut bis zum Ende der Grundschulzeit«. Endbericht der 3. AWO-ISS-Studie im Auftrag der Arbeiterwohlfahrt, Bundesverband e.V. Frankfurt/M. (ISS Eigenverlag).
- Jaeger, Siegfried & Staebble, Irmgard (1978): Die gesellschaftliche Genese der Psychologie. Frankfurt/M., New York (Campus).
- Jahoda, Marie; Zeisel, Hans & Lazarsfeld, Paul Felix (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal: Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Jervis, Giovanni (1978): Kritisches Handbuch der Psychiatrie. Frankfurt/M. (Syndikat).
- Keller, Andreas (2009): Öffentliche Anhörung des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung des Deutschen Bundestages zum Thema »Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses«, vom 2. März 2009 in Berlin. Stellungnahme der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. URL: [http://www.gew.de/binaries/binary43109/Stellungnahme%](http://www.gew.de/binaries/binary43109/Stellungnahme%20) (Stand: 12.07.2009)
- Keupp, Heinrich; Ahbe, Thomas; Gmür, Wolfgang; Höfer, Renate; Mitzscherlich, Beate; Kraus, Wolfgang & Straus, Florian (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Knuf, Andreas; Seibert, Ulrich (2000): Selbstbefähigung fördern. Empowerment und psychiatrische Arbeit. Bonn (Psychiatrie-Verlag).

- Kraus, Wolfgang (2000): Das Erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim (Centaurus).
- Kunstreich, Timm (2006): Markt Macht Moral. Zur moralischen Ökonomie der Sozialen Arbeit. Widersprüche 99, 7–22.
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1909/1970): Materialismus und Empiriekritizismus. Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie. Berlin (Dietz).
- Leontjev, Aleksej Nikolaevic (1971): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Berlin (Volk und Wissen).
- Leontjev, Aleksej Nikolaevic (1979): Tätigkeit, Bewusstsein, Persönlichkeit. Berlin (Volk und Wissen).
- Lieb, Wolfgang (2008): Bildungsreform als Herrschaftsinstrument. URL: <http://www.nachdenkseiten.de/?p=3230> (Stand: 12.07.2009)
- Lucius-Hoene, Gabriele (2002): Narrative Bewältigung von Krankheit und Coping-Forschung. Psychotherapie & Sozialwissenschaft 4(3), 166–203.
- Marcuse, Herbert (1965): Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Marcuse, Herbert (1967): Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Neuwied/Berlin (Luchterhand).
- Marcuse, Herbert (1969): Versuch über die Befreiung. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Mattes, Peter & Rexilius, Günter (1986): Über die Wissenschaft Psychologie und die, die sie betreiben. In: Grubitzsch, Siegfried & Rexilius, Günter (Hg.): Psychologie. Theorien, Methoden, Arbeitsfelder. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt), S. 681–98.
- Merkens, Andreas & Rego Diaz, Victor (Hg.) (2007): Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis. Hamburg (Argument Verlag).
- Mertel, Maresa (2009): Drittmittelinwerbung zwischen Kooperation und Korruption. Bonn (Deutscher Hochschulverband).
- Moser, Heinz (1975): Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München (Kösel).
- Moser, Heinz (1995): Grundlagen der Praxisforschung. Freiburg i.Br. (Lambertus).
- Parsons, Talcott & Bales, Robert Fred (1955): Family, Socialization and Interaction Process. New York, London (Free Press, Collier Macmillan).
- Popitz, Heinrich; Bahrdt, Hans Paul & Jüres, Ernst August (1957): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie. Tübingen (Mohr).
- Riemann, Gerhard (2003): Die Chicagoer Schule. In: Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried & Meuser, Michael (Hg.): Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen (Leske + Budrich), S. 26–29.
- Roer, Dorothee (2009): Biography Work: Reflections on Reconstructive Social Work. Journal of Social Work Practice 23(2), 185–199.

- Roer, Dorothee & Maurer-Hein, Renate (2004): Biographie-Arbeit. Theoretische Grundlegungen und praktische Perspektiven für die Soziale Arbeit. In: Hanses, Andreas (Hg.): Biographie und Soziale Arbeit. Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit. Baltmannsweiler (Schneider), S. 47–61.
- Rogers, Carl R. (1972a): Die non-direktive Beratung. München (Kindler).
- Rogers, Carl R. (1972b): Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. München (Kindler).
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/M., New York (Campus).
- Rosenthal, Gabriele (2002): Biographisch-narrative Gesprächsführung. Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. Psychotherapie und Sozialwissenschaft 4(2), 204–227.
- Schlösser, Manfred (1978): Die Familiensituation der Arbeiter. In: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 347–372.
- Schütze, Fritz (1993): Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, Thomas; Ortmann, Friedrich & Karsten, Maria F. (Hg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim, München (Beltz), S. 191–221.
- Schütze, Fritz (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden in der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. In: Groddeck, Norbert; Schumann, Michael (Hg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg i.Br. (Lambertus), S. 189–295.
- Skinner, Burrus F. (1972): Futurum Zwei (Walden Two). Die Vision einer aggressionsfreien Gesellschaft. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Skinner, Burrus F. (1973): Jenseits von Freiheit und Würde. Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Stagl, Justin (1974): Kulturanthropologie und Gesellschaft. Wege zu einer Wissenschaft. München (List).
- Straub, Jürgen (1991): Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau 23, 49–71.
- Straub, Jürgen (1998): Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Assmann, Aleida & Friese, Heidrun (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 73–104.
- Thomas, William Isaac & Znaniecki, Florian (1918/1958): The Polish Peasant in Europe and America. Boston (Gorham Press).
- Thrasher, Frederic Milton (1927/2000): The Gang. A Study of 1.313 Gangs in Chicago. Chicago (New Chicago School Press).

- Tomberg, Friedrich (1971): Was heißt Bürgerliche Wissenschaft. *Das Argument* 13, 461–475.
- Tomberg, Friedrich (1973): Bürgerliche Wissenschaft. Begriff, Geschichte, Kritik. Frankfurt/M. (Fischer).
- Ullrich, Peter (2010): Kritik der Methode? Sieben Thesen zum Verhältnis von Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik. Im vorliegenden Band, S. XX–XX.
- Unger, Fritz (2003): Kritik des Konstruktivismus. Heidelberg (Verlag für Systemische Forschung im Carl-Auer-Systeme Verlag).
- Whyte, William Foote (1943/1996): *Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels*. Berlin, New York (de Gruyter).
- Willis, Paul (1982): Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt/M. (Syndikat).
- Wirth, Louis (1928/1956): *The Ghetto*. Chicago (Illinois Phoenix-University of Chicago Press).
- Wulff, Erich (1972): Ethnopsychatrie. In: Wulff, Erich (Hg.): *Psychiatrie und Klassengesellschaft. Zur Begriffs- und Sozialkritik der Psychiatrie und Medizin*. Frankfurt/M. (Fischer-Athenäum), S. 15–168.
- Zurek, Adam (Hg.) (1970): *Organ der Basisgruppen Psychologie in der BRD. Nr.1*. Bochum (Eigenverlag).